

(Nachdruck verboten.)

## 44) Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Jurgis hatte die Gewohnheit, sich Sonntags eine Zeitung zu kaufen, wenn er das Geld dazu hatte. Für fünf Cent war eine geradezu wunderbare Zeitung zu haben, ein ganzer Arm voll, mit allen Nachrichten aus der ganzen Welt unter großgedruckten Ueberschriften, die Jurgis langsam buchstabierte, indem er sich bei längeren Worten die Kinder zur Hilfe holte. Da gab es Mordtaten und Schlachten und plötzliche Todesfälle — es war erstaunlich, wie sie es fertig brachten, so viele unterhaltende und aufregende Ereignisse überhaupt zu erfahren; die Geschichten mußten alle wahr sein, denn so etwas konnte sich ja kein Mensch ausdenken, und außerdem waren Bilder davon da, große Bilder! Eine solche Zeitung war ja ebenso viel wert wie ein Zirkus und fast amüsanter als ein Gelage — jedenfalls ein Genuß für einen Arbeiter, der übermüdet und verdummt war und niemals etwas gelernt hatte, und dessen Arbeit eine einzige stumpfe, öde Plakerei war, Tag für Tag und Jahr für Jahr, ohne jemals den Anblick eines grünen Feldes zu genießen, ohne eine Stunde der Unterhaltung, ohne irgend etwas anderes als Alkohol, um die Phantasie anzuregen. Unter anderen Dingen brachte diese Zeitung ganze Seiten voll lustiger Bilder, und diese waren für den kleinen Antanas eine Quelle des Entzückens. Er hob sie sich alle auf und schleppte sie herbei, um sie sich immer wieder von seinem Vater erklären zu lassen; es kamen auch allerlei Tiere darin vor, und Antanas wußte sie alle bei Namen zu nennen, wenn er stundenlang am Boden lag und mit seinen dicken Fingern auf jedes derselben deutete. Wenn die Geschichte so einfach war, daß Jurgis sie begriff, so mußte Antanas sie hören, und dann erinnerte er sich ihrer und schwatzte drollige kleine Sätze und brachte sie auf unwiderstehlich komische Weise mit anderen Geschichten durcheinander. Und auch seine seltsame Aussprache bildete eine Quelle des Entzückens, und die Redewendungen, die er aufschnappte und behielt, die fremdartigsten und unmöglichsten Sachen! Als der kleine Schlingel zum erstenmal mit „God-damn!“ (Gott verdamm!) herausplätzte, rollte sein Vater vor Lachen fast vom Stuhl herunter; aber schließlich bedauerte er dies, denn bald wandte Antanas sein „God-damn“ auf alles und jedes und auch auf Menschen an.

Und dann als er die Hand wieder gebrauchen konnte, packte Jurgis sein Bettzeug wieder zusammen und kehrte zu seinen Gebeäumen und Schienen zurück. Es war jetzt im Monat April und der Schnee war kaltem Regen gewichen, der die ungepflasterte Straße vor Anielens Haus in einen Kanal verwandelte. Jurgis mußte hindurchmaten, wenn er nach Hause kam, und wenn es spät war, kam es vor, daß er bis über die Hüften in den Sumpf hineingeriet. Aber das machte ihm nicht viel aus, — war es doch ein Zeichen, daß der Sommer im Anzug war! Marija hatte jetzt in einem der kleinen Schlachthäuser eine Stelle als Zerlegerin von Rindfleisch bekommen, und er sagte zu sich selbst, daß er nun gewißig sei und keine Unfälle mehr erleben werde, — so daß endlich Aussicht vorhanden sei, daß die lange Qual ein Ende nehmen werde. Sie konnten wieder Geld zurücklegen, und wenn der nächste Winter herankam, konnten sie sich eine bequemere Wohnung nehmen, und die Kinder konnten den Straßenhandel aufgeben und wieder zur Schule gehen, und alle konnten anfangen wieder freundlichere und anständigere Gewohnheiten anzunehmen. So begann Jurgis nochmals, Pläne zu machen und Träume zu träumen.

Und dann sprang er eines Sonntags vom Straßenbahnwagen herunter und machte sich auf den Nachhauseweg, und die Sonne leuchtete schräg unter einer dicken Wolkendecke hervor, die wahre Ströme von Wasser in die aufgeweichten Straßen ergossen hatte. Es stand ein Regenbogen am Himmel, und auch in seiner Brust leuchtete ein Regenbogen, denn er hatte sechsunddreißig Ruhestunden vor sich, die er im Kreise der Seinen verleben konnte. Da erblickte er Anielens Haus und sah, daß eine Menge Menschen vor der

Tür standen. Er lief die Stufen hinan und drängte sich hinein, und fand in der Küche eine Gruppe aufgeregter Frauen. Es erinnerte ihn so lebhaft an den Tag seiner Rückkehr aus dem Gefängnis, an dem er Ona sterbend vorgefunden hatte, daß das Herz ihm stillstand. „Was ist geschehen?“ rief er aus.

Es war totenstill geworden, und er sah, daß alle ihn anstarrten. „Was ist geschehen?“ rief er abermals.

Und dann hörte er oben auf dem Boden lautes Klagen und Weinen; es war Marijas Stimme. Er rannte auf die Leiter zu, aber Aniele hielt ihn am Arm zurück. „Nein, nein!“ schrie sie. „Nicht da hinauf!“

„Was ist denn geschehen?“ schrie er.

Und die alte Frau erwiderte mit schwacher Stimme: „Es ist Antanas. Er ist tot. Er ist auf der Straße ertrunken.“

Jurgis verhielt sich bei der Nachricht ganz sonderbar. Er wurde totenblau, faßte sich aber sofort und blieb dann eine halbe Minute lang mitten im Zimmer stehen, mit krampfhaft geballten Händen und zusammengebißenen Zähnen. Dann schob er Aniele beiseite, ging mit langen Schritten ins Nebenzimmer und kletterte die Leiter hinauf.

In einer Ecke lag eine Decke, unter der man nur undeutlich eine Gestalt erkannte; und daneben lag Elzbieta, — ob sie weinte oder ohnmächtig war, vermochte Jurgis nicht zu unterscheiden. Marija ging schreiend auf und ab und rang die Hände. Er ballte die Hände noch fester, und seine Stimme klang hart, als er fragte:

„Wie kam es?“

Marija hörte ihn kaum in ihrer Verzweiflung. Er wiederholte seine Frage lauter und mit rauher Stimme. „Er fiel vom Fußsteig herunter,“ jammerte sie. Der sogenannte Fußsteig vor dem Hause war ein aus halbverrotteten Brettern hergestellter Gang, der etwa fünf Fuß über der tiefliegenden Straße lag.

„Wie kam er dahin?“ fragte er.

„Er ging — er ging hinaus, um zu spielen,“ schluchzte Marija mit erstikter Stimme. „Wir konnten ihn nicht bewegen, drin zu bleiben. Er muß in den Schlamm geraten sein!“

„Seid Ihr sicher, daß er tot ist?“ fragte er.

„Etil! etil!“ schluchzte sie. „Ja. Wir haben den Doktor hier gehabt.“

Jurgis blieb einen Augenblick stehen und schien zu zögern. Er vergoß keine Träne. Er warf einen Blick auf die kleine Gestalt unter der Decke, dann kehrte er plötzlich zu der Leiter zurück und stieg wieder hinunter. Es wurde wieder totenstill in der Küche, als er hereintrat. Er ging geradenwegs auf die Tür zu, trat hinaus und ging die Straße hinab.

Als seine Frau gestorben war, begab Jurgis sich in das nächste Bierlokal, aber jetzt tat er das nicht, obwohl er seinen ganzen Wochenlohn in der Tasche hatte. Er ging und ging, — ohne sich umzusehen marschierte er durch Schlamm und Wasser hindurch, daß es hoch aufspritzte. Nach einer ganzen Weile setzte er sich auf eine Stufe nieder, verbarg das Gesicht in den Händen und verharrte so wohl eine halbe Stunde, ohne sich zu regen. Dann und wann flüsterte er nur vor sich hin: „Tot! Tot!“

Schließlich stand er auf und ging weiter. Die Sonne ging unter, und er wanderte weiter und weiter, bis es dunkel geworden war und er durch eine Eisenbahn-Barriere aufgehalten wurde. Sie war geschlossen und ein langer Güterzug donnerte vorüber. Er stand und sah ihn an; und mit einem Mal erfaßte ihn ein wilder Impuls — ein Gedanke, der unausgesprochen und unerkannt in ihm geschlummert hatte, bekam plötzlich Leben. Er rannte am Gleise entlang, und als der den kleinen Wäterschuppen passiert hatte, machte er einen großen Satz und schwang sich auf einen der Waggonz hinauf.

Nach einiger Zeit hielt der Zug wieder, und Jurgis sprang hinunter, lief unter den Wagen hindurch und versteckte sich auf einem anderen. Da sah er nur, und als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, entbrannte in seiner Seele ein wilder Kampf. Er ballte die Hände und biß die Zähne aufeinander; er hatte nicht geweint, und er wollte nicht

Weinen, — nicht eine Träne! Es war aus und vorbei, und er war fertig damit; er wollte alles von sich abschütteln, die ganze Geschichte, noch in dieser Nacht, er wollte frei sein! Es sollte alles vergehen, wie ein böser, schwarzer Traum, und am Morgen wollte er ein neuer Mensch sein. Und jedesmal, wenn der Gedanke daran ihn wieder anfiel — eine zärtliche Erinnerung, die Spur einer Träne, — dann wallte seine Seele auf, dann fluchte er vor Wut und stampfte ihn unter die Füße.

Er kämpfte um sein Leben; er knirschte in wilder Verzweiflung mit den Zähnen. Er war ein Narr gewesen, ein Narr! Er hatte sein Leben vergeudet, hatte sich zugrunde gerichtet in seiner verwünschten Schwäche; und jetzt war er fertig damit, jetzt wollte er sie ausreißen, mit allen Wurzeln und Fasern! Nichts mehr von Tränen und Weichherzigkeit; er hatte genug von ihnen, sie hatten ihn in die Sklaverei verkauft. Jetzt wollte er frei sein, wollte die Fesseln abwerfen, um sich in den Kampf zu stürzen. Er war froh, daß es zu Ende war; es mußte ja doch einmal kommen, und da war es schon besser, es kam gleich. Dies war keine Welt für Frauen und Kinder, und je eher sie aus ihr heraus waren, um so besser für sie! Was Antanas auch dort, wo er jetzt war, leiden mochte, er konnte nicht schwerer leiden, als er gelitten haben würde, wenn er auf der Erde geblieben wäre. Und damit hatte sein Vater den letzten Gedanken auf ihn verwandt; von jetzt an wollte er an sich selbst denken, wollte für sich selbst kämpfen; gegen die Welt, die ihn getäuscht und gemartert hatte.

So fuhr er fort, so riß er alle Blumen aus, die im Garten seiner Seele wuchsen, und trat sie unter die Füße. Der Zug donnerte betäubend und ein Stauborkan blies ihm ins Gesicht; aber obwohl der Zug während der Nacht mehrmals stillhielt, klammerte er sich doch an sein Versteck, — er wollte ihn nicht verlassen, bis man ihn vertrieb, denn jede Meile, die er weiter von Padingtown hinweggetragen wurde, nahm eine Last mehr von seiner Seele.

Jedesmal, wenn der Zug hielt, wehte ihm ein warmer Hauch entgegen, ein Hauch, der mit dem Duft frischer Felder beladen war, mit dem Duft von Felsengerielieber und blühendem Klee. Er sog ihn ein, und sein Herz begann heftig zu pochen, — er war wieder draußen auf dem Lande! Als der Tag anbrach, spähte er mit hungrigen Augen hinaus und erhaschte bald einen Blick auf grüne Wiesen, bald auf Wälder und Flüsse. Schließlich ertrug er es nicht mehr, und als der Zug abermals hielt, kletterte er hinaus. Oben auf dem Waggon saß ein Bremser, der mit der Faust drohte und fluchte; Jurgis winkte höhnisch mit der Hand und wanderte ins Land hinein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein russischer Urwald.

Von Dr. J. Wiese.

Der in den Ereignissen der russischen Revolution viel genannte, berühmte und doch wenig bekannte Wald von Bialowieza ist ein künstlich erhaltener Urwald. Rings umgeben von einer waldblosen Ebene im russischen Gubernement Grodno, Kreis Bruschan, erstreckt sich der Wald in einer Längenausdehnung von 7, einer Breite von mehr als 6 deutschen Meilen und bedeckt einen Flächenraum von etwa 30 Quadratmeilen. Dieser großartige Waldkomplex liegt ganz besonders für sich, ja, man könnte ihn mit einer Insel vergleichen, so umgeben ist er von Feldmarken, Dorfschaften und baumlosen Weiden. Im Zentrum des Waldes finden sich einige wenige Kolonien, die, wie die an den Außengrenzen befindlichen Ortschaften nur von Forstbeamten bewohnt sind. Die Forstleute — etwa 80 im Walde angesiedelte Familien — sind militärisch organisiert. Rings um den Wald sind noch 103 Familien zum Heumachen für die Wisente angesiedelt. Der Hauptort und zugleich die älteste Ansiedelung mitten im Walde ist das Dorf Bialowieza, das man erst von der Forstgrenze aus nach einer halben Tagereise erreicht. Werfen wir einen Blick auf den Urwald selbst.

Auf seine Vegetation hat die europäische Kultur noch nicht eingewirkt. Wir befinden uns in einem vollständigen Urwalde, in dem die Spuren der Menschen noch gar nicht, oder doch nur in dem beschränktesten Maße erkennbar sind. Aber es darf nicht vergessen werden, daß dieser Urwald ein nordischer ist, daß er also einen ganz anderen Charakter haben muß, als jene Urwälder auf der südlichen Halbkugel unserer Erde, die gewöhnlich bei dem Worte Urwald uns vorkommen. Nur die im Norden Deutschlands einheimischen Waldbäume trifft man im Walde von Bialowieza an, und auch diese nicht einmal alle. So fehlt z. B. die Rothbuche gänzlich.

Dafür aber erreichen die anderen Bäume, ganz besonders die Kiefer, auf feuchten Stellen die Fichte, und von Laubbölgern die Eiche, die Linde, Hainbuchen, Birken, Ebern, Kappeln und Weiden ein unerhörtes Alter, eine an das Wunderbare grenzende Höhe und eine kolossale Stärke. Alle diese Holzarten kommen in der buntesten Vermischung vor, und finden sich von der verschiedensten Altersstufe und dem ungleichsten Umfange dicht neben einander. Hier hat ein Sturmwind mehrere alte Riesentämme entwurzelt und zu Boden geschleudert. Wo sie einsturzten, da sterben und verwesen sie auch! Ueber ihnen aber erheben sich Tausende von jungen Stämmchen, die im Schatten der alten Bäume nicht gedeihen konnten und nun im regen Wettstreit nach oben streben, nach Luft, nach Licht, nach Freiheit. Ein jedes sucht sich zur Geltung zu bringen, aber doch können nicht alle das gleiche erreichen. Bald zeichnen sich einige von den anderen aus, und einmal erst mit dem Kopfe oben, fangen sie an, sich breit zu machen, wölben eine prächtige Krone und erdrücken erbarmslos die schwächeren Pflanzen, die nun traurig zurückbleiben und verkümmern. Aber auch diese übermütig Emporstrebenden werden einst in das Greisenalter treten, ihre Wurzeln werden von den Stürmen gelodert und herausgerissen werden, bis auch über ihren Sturz Freude unter dem jungen Nachwuchs sein wird, und dasselbe Spiel, derselbe Kampf beginnt.

Außerhalb der gebahnten Wege, die der Jagd wegen in Ordnung gehalten werden, ist der Wald kaum zu betreten, nicht einmal an Stellen, wo die Bäume lichter stehen, da gerade dort ein lichter Unterwuchs von allen möglichen Straucharten wuchert. An anderen Stellen hat der Sturm Hunderte von Bäumen umgeworfen, die so verworren über und untereinander liegen, daß selbst das Wild Mühe hat, sich durchzuarbeiten. Ab und zu gewahrt man allerdings bedeutende Lichtungen durch das Dickicht des Waldes schimmern, schon glaubt man an der Waldesgrenze zu sein, oder doch eine Dorfschaft vor sich zu haben, aber wenn man auf eine solche Lichtung zuschreitet, gewahrt man, daß sie ihre Entstehung einem Waldfeuer zu verdanken hat, das sich in kurzer Zeit dieses ungeheure Loch fraß, und dann genug hatte, denn menschliche Kräfte vermögen wenig oder nichts über die Gewalt des Feuers in diesen Niesenwaldungen. Alle 8 bis 10 Jahre kommt durchschnittlich ein Brand von gewaltiger Ausdehnung vor, kleinere Waldbrände aber sind häufig an der Tagesordnung.

An Wildarten finden wir hauptsächlich vor allem den Wisent (oder Bison), den Elenirsch in großer Zahl, obwohl nur im Winter, da er im Sommer die benachbarten Brüche aufsucht, und den Bären in drei verschiedenen Gattungen. Sind das nicht schon drei Achtung erweckende Namen? Von den letztgenannten ist der mittelgroße braune am häufigsten, seltener der große schwarze und der kleine silbergraue. Der schwarze Reh lebt ausschließlich von Vegetabilien und Honig, doch sind auch die beiden anderen nicht so furchtbar als gemeinhin angenommen wird, da sie fast nur gefallenes Wild zerreißen, selten oder nie gesundes, und den Menschen nur in der Notwehr angreifen. Rot- und Damwild ist sonderbarer Weise gar nicht vorhanden, und das Reh kommt verhältnismäßig nur selten vor, vermutlich wegen der Menge reißender Tiere, die ihm nachstellen. Schweine leben immer in Rotten von 50 bis 60 Stück beisammen; Dachsbau sind allerorten zahlreich, und an Hasen, den gewöhnlichen, sowie den weißen, ist kein Mangel.

Der Wolf ist stark vertreten und zwar findet er sich von der größten, fünf bis sechs Fuß langen Art. Er ist der Jagd sehr schädlich, da er den Wildkälbern nachstellt und jährlich eine bedeutende Menge derselben seinem Heißhunger opfert. Im Winter, und besonders, wenn ein stärkerer Nudel — oft 30 bis 40 Stück — beisammen ist, wagt sich der Wolf sogar an Auerochsen und Elen, die er solange umherjagt, bis es ihm gelingt, ein Stück von der Herde abzutreiben, das dann stets sicher seine Beute wird.

Noch gefährlicher als der Wolf ist in dieser Beziehung der Luchs, der im Bialowiezaer Walde keineswegs fehlt. Er hält sich fast immer an den Waldsäumen auf, und lauert dort, zusammengekauert hinter einem Baumstamm, auf das arglos vorübergehende Wild. Mit einem gewaltigen Satz stürzt er sich auf dasselbe und tötet es, indem er ihm die Kehle zerbeißt. Diese Methode gelingt ihm selbst bei größeren Tieren, besonders aber bei den Rehen. Springt er aber einmal fehl, so macht er keine Anstalt, das flüchtige Tier zu verfolgen, sondern sucht sich mürrisch einen anderen Hinterhalt, in der Vorausschauung, daß der nächste Angriff einen glücklicheren Ausgang haben werde.

Alle Arten von Wieseln und Mardern, früher auch der Zobel, die wilde Rahe und natürlich auch Füchse, sind in Menge vorhanden.

Das wilde Geflügel ist im Bialowiezaer Walde in jeder Art zahlreich vertreten und in besonders großer Menge findet sich das Auero- und Birkenhuhn sowie die Schnepfe vor. Auch Kackelhähne gibt es, diese sehr seltene Spielart zwischen Auero- und Birkenhähnen. Von Raubvögeln zeigt sich häufig der Steinadler, selten der Geier.

Bemerkenswert ist auch das Vorkommen einer großen Schildkröte, deren Fleisch indes wenig schmackhaft sein soll.

Unstreitig ist es aber das Vorhandensein des Wisent oder Bison, was uns den Wald von Bialowieza ganz besonders interessant macht. Sein Körper ist mit kurzen, weidmolligen Haaren bedeckt; dagegen ist die Stirn in ihrer ganzen Breite, der Nacken, der Hinter- und die Kehle bis unter den Bauch mit langen Haaren bewachsen, die, besonders bei höherem Alter der Tiere, äußerst struppig und borstenartig sind. Im Sommer ist der Wisent hell-

## Kleines feuilleton.

braun, im Winter dunkelbraun. Das Haar hat einen starken Geruch nach Moschus an sich, der sich im Winter dermaßen vermehrt, daß eine gar nicht überfeine Nase die Nähe des Wisent schon auf mehrere hundert Schritt Entfernung spüren kann.

Der Kopf des Tieres ist unverhältnismäßig groß. Die Hörner stehen weit auseinander, sind kurz, halbkreisförmig gebogen und von schwärzlicher Farbe. Die Augen sind sehr eigentümlich, die Pupille senkrecht steht und die Hornhaut schwarz ist. Gerat der Wisent in Wut, so treten sie aus ihren Höhlen und das Weiße wird blutrot. Die Muskelkraft des Tieres ist enorm und seine Haut noch einmal so dick, als die unseres Rindviehs.

Was die Dimensionen des Tieres betrifft, so teilt uns Brinden mit, daß der von ihm selbst im Bialowiezaer Walde erlegte Stier, der nur mittlerer Größe gewesen, von den Hörnern bis zur Schwanzwurzel 7 Fuß und 9 Zoll gemessen habe. Der Kopf bis zur Schnauze war 1 Fuß 9 Zoll lang. Die Höhe des Tieres betrug 5 Fuß 1 Zoll. Die Breite des Kopfes ist gewaltig und standen die Augen bei dem gedachten Tiere 1 Fuß 2 Zoll weit voneinander entfernt, die Hörner aber 1 Fuß 7 Zoll. Der ganze Bison wog 11 Zentner und 43 Pfund.

Im Sommer und Herbst suchen diese Tiere feuchte Orte auf und halten sich in Dickungen versteckt. Im Winter findet man sie dagegen meist in hohem Gole, wo sie alsdann in größeren Herden beisammen sind. Nur die alten Stiere bleiben für sich allein. Während der Wülfel bekanntlich eine große Vorliebe für das Wasser hat, geht der Wisent nur höchst ungern hinein. Eigentümlich ist es, daß er im Sommer sehr scheu ist, im Winter seinem Menschen aus dem Wege geht. Es ist schon vorgekommen, daß Bauern lange warten mußten, ehe es dem Bison gefiel, den Fußpfad zu verlassen, auf dem sie einander begegneten und den er gänzlich sperrte.

Seine Nahrung besteht aus Baumrinde, Blättern, Knospen und Gräsern. Ein ganz besonderer Leckerbissen ist ihm die Rinde der Esche, die er, zum großen Nachteil der edlen Holzart, abschält, so weit er nur irgend reichen kann. Jüngere biegsame Bäume reitet er wie der Elchhirsch nieder, und vernichtet sie so gänzlich. Im Winter verzehrt er die Knospen der Raubhölzer, während er die der Nadelhölzer und des wilden Rosmarin — die Hauptnahrung des Elens — völlig unangesehen läßt. Im Herbst ist der Wisent außerordentlich feist. Seine Brunstzeit fällt in den September und währt drei Wochen. Die alten Stiere finden sich dann bei den Herden ein und kämpfen oft auf Tod und Leben miteinander. Die Kuh trägt neun Monate und setzt im Mai, in tiefen Dickungen, nur ein Kalb. In dieser Zeit ist sie ungemein böß und geht jedem, sich ihrem Lager nähernden mit größter Wut zu Leibe. Das Kalbchen kann sich zwei bis drei Tage lang nicht vom Boden erheben, nach Verlauf einer Woche aber ist es schon recht flink auf den Beinen, und begleitet die alte auf ihren Wanderungen. Bis zum Herbst, wo dem Kalbe die Hörner wachsen, ist seine Farbe eine rötlich-braune, und erst nach sechs bis sieben Jahren ist es völlig ausgewachsen. Die Kuh soll 30—40 Jahre alt werden, der Stier aber bis 50 Jahre. Die Mehrzahl stirbt Alters, nachdem sie die Zähne verloren haben. Mit den reißenden Tieren besteht der Wisent oft harte Kämpfe, aus denen er indes gewöhnlich als Sieger hervorgeht, um seinen Gegner dann mit den Hufen zu zerstampfen.

Eine Vermischung mit dem Rindvieh dortiger Gegend kommt nie vor. Der Wisent scheint vielmehr eine große Antipathie gegen dieses zu hegen. Der Schriftsteller Gilbert erzählt in seiner Naturgeschichte des Bison, daß zwei eingefangene, etwa sieben Wochen alte Kalber das Guter einer gewöhnlichen Kuh, die ihnen als Amme dienen sollte, durchaus nicht annehmen wollten, nicht einmal, als sie schon lange ohne Nahrung geblieben waren. Man versuchte nun sie an einer milchenden Ziege zu legen, was sie sich ruhig gefallen ließen. Wenn sie aber gesättigt waren, stießen sie die Ziege, gleichsam verächtlich, beiseite. Gegen das Hausrindvieh waren und blieben sie stets gleich wütend, und als sich ihnen einige Jahre darauf ein Bulle zu sehr näherte, stießen sie ihn so gewaltig mit ihren Hörnern, daß derselbe nur mit knapper Not sein Leben rettete.

Von den ihnen bekannten Menschen dagegen ließen sie sich außerordentlich viel gefallen, nahmen ihren Wärtern sogar das Heu aus der Hand und leckten sie zärtlich. Fremde Menschen dagegen durften sich ihnen nicht nähern, und der Anblick roter Stoffe machte sie höchst wütend.

Hemming in seinem „Vollkommenen deutschen Jäger“ beschreibt das Fleisch des Wisent als unverdaulich und schädlich. Brinden hingegen, der es mehrfach gegessen, rühmt es als saftig und wohlgeschmeckt, und meint, es habe große Ähnlichkeit mit dem Fleische unseres Rindviehs und dem Wildpret unseres Rotwildes, jedoch sei das Fleisch poröser. Die von demselben bereitete Bouillon riecht und schmeckt ein wenig nach Moschus.

Die Haut des Wisent ist sehr wertvoll und wird vom Kleiner und Schuhmacher gern verwendet. Es existiert in jenen Gegenden der Aberglaube, daß ein Gürtel von diesem Leder, von Frauen getragen, deren Entbindung erleichtern solle.

Die Anzahl der noch jetzt im Bialowiezaer Walde befindlichen Wisent wird sich auf etwa 400 Stück belaufen. Diesen Wald verlassen sie niemals. Als die Herrschaft Bialystok noch preussisch war, haben sich Forstleute daselbst die erdenklichste Mühe, den Wisent auch in ihren Waldungen einzubürgern, aber gänzlich ohne Erfolg.

Wie die französischen Revolutionäre lebten. Der Pariser „Temps“ veröffentlicht einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der Politiker der französischen Revolution. Vor einiger Zeit ist das Inventar des Dantonischen Nachlasses bekannt geworden, das den Beweis erbrachte, wie bescheiden die Lebenshaltung des als zügellosen Genußmenschen beschriebenen revolutionären Ministers gewesen sein muß. Aber andere Staatsmänner und Parlamentarier der Revolution lebten in noch viel ärmlischeren Verhältnissen. Vor allem kommt da Robespierre in Betracht. Die Mitglieder der Generalstaaten und der konstituierenden Versammlung bekamen 18 Frank täglich. Das war auch für die damaligen Verhältnisse nicht viel, da Versailles und Paris bereits recht teure Städte waren. Eine lokale Tradition erzählt, daß Robespierre, um die Reise nach Paris machen zu können, etwas Geld und einen Koffer bei einer befreundeten Dame habe entleihen müssen. Einer seiner Sekretäre, Pierre Villiers, berichtet, daß ihm nur ein Drittel der Diäten — 6 Frank — zum Leben geblieben seien, da er ebensoviel seiner Schwester Charlotte und das letzte Drittel einer „von ihm angebeteten Person“ überwiesen habe. Er sei so arm gewesen, daß er, als die Nationalversammlung auf Antrag Mirabeaus beschloß, Franklin's Andenken durch eine dreitägige Trauer zu ehren, schwarze Kleider von einem Manne entlehnt habe, der um vier Zoll größer gewesen sei als er. Die Anekdote ist indes nicht glaubwürdig, denn es ist ein Inventar der Garderobe, die der junge Deputierte von Arras mitgebracht hat, erhalten geblieben, worin ein schwarzer Rock mit ebensolchen Hosen aufgezählt wird. Das Verzeichnis beweist immerhin, daß Robespierre recht dürftig ausgestattet war. Man findet darin noch: einen schwarzen Velourrock, beim Trödler gekauft und neu gefärbt, eine Weste und drei abgenutzte Beinleider, zwei kleine Kleiderbürsten, zwei Schuhbürsten, 6 Hemden, 6 Kragen, 6 Taschentücher, 3 Paar Seidenstrümpfe, davon eines fast neu, 2 Paar Schuhe, davon eines neu, ein Sak mit Puder und dazu gehöriger Quaste, ein Hüthen von unter dem Arm tragen, einen Advokatenalar, eine Schachtel mit Seide, Zwirn, Wolle und Nadeln. — Im Konvent hatte Robespierre noch ärmere Kollegen. Bazire aus Dijon war nicht einmal imstande, seine Bedienerin zu bezahlen. Auch im Kaffeehaus blieb er schuldig. Erstauflückerweise wurde er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder hingerichtet. Vier Jahre darauf erhielt seine Witwe, die im größten Elend lebte, von der Regierung eine Pension bewilligt. Merkwürdig ist, daß die Gefangenen der Revolution von Staats wegen eine Verpflegung erhielten, die weit besser war als die der Revolutionäre, in deren Hand sie waren. Im Konvent gab's nicht einmal ein Büfett. Im allgemeinen Sicherheitsausschuß, dessen Mitglieder Tag und Nacht tagten, teilte man zum Frühstück Brot und Käse miteinander. Zum Diner lieferte ein Gastwirt Rindfleisch in der Suppe, Brot und Käse. Eine solche Mahlzeit kostete 30 Sous. Die Gefangenen desselben Komitees aber erhielten Mahlzeiten, die aus Kalbsbraten, Truthahn und Wein bestanden und 7 Frank kosteten. Manchmal unterschrieb der Kommandant der Gefängniswache die Rechnung des Wirtes mit dem Hinzufügen, daß „die Gefangenen zufrieden gestellt“ seien.

Hohe Preise für eine Flugmaschine. Ein wahrer Goldregen wird sich über den Mann ergießen, der eine wirklich brauchbare Flugmaschine konstruiert und damit den Traum so vieler Erfinder erfüllen wird. Fast täglich werden für bestimmte Leistungen mit einem Aeroplan neue Preise ausgesetzt. Den Anfang machte bekanntlich der Pariser „Main“, der für das Jahr 1908 einen Wettbewerb für den Flug von Paris nach London ausrief und dafür einen Preis von 100 000 Frank aussetzte, der durch Subskriptionen auf 250 000 erhöht wurde. Ihm folgte die Londoner „Daily Mail“ mit dem Preis von 200 000 Mark für den Luftschiffer, der mit einer Maschine, die schwerer ist als die Luft, in 24 Stunden von London nach Manchester fährt und nicht mehr als zwei Aufenthalte für die neue Füllung des Motors braucht. Der Archdeacon-Preis verheißt 40 000 Mark für einen einwandfreien Flug über eine Distanz von einem Kilometer; Santos Dumont, der eben wieder einen vergeblichen Versuch gemacht hat, diesen zu erringen, hofft, nach einigen Verbesserungen seines Flugapparates, ihn in nächster Zeit erwerben zu können. 40 000 Mark wurden ferner von der englischen Adams Manufacturing Company für den Gewinner des Preises der „Daily Mail“ ausgesetzt, falls der Apparat ganz und gar britisches Fabrikat wäre. Unter derselben Bedingung hat die Zeitschrift „Autocar“ 10 000 Mark ausgedoten. 20 000 Mark verspricht der „Daily Graphic“ dem ersten Luftschiffer, der mit einem oder zwei Passagieren eine Strecke von mindestens einer englischen Meile zwischen zwei angegebenen Punkten zurücklegt. 20 000 Mark bieten die Verleger des „Car“ unter besonderen Bedingungen für die Bewerber um den Preis der „Daily Mail“. Außerdem sind noch eine Reihe von wertvollen Ehrenpreisen ausgesetzt. Ein ernsthafter Konkurrent um diese Preise scheint bisher nur in den amerikanischen Erfindern, den Brüdern Wright vorhanden zu sein, die sich schon bereit erklärt haben, falls ein Preis von 100 000 Dollar ausgesetzt würde, dafür vier Flüge von je 50 englischen Meilen Länge zu unternehmen, von denen zwei in Amerika, die beiden anderen beliebig

anderswo stattfinden sollten. Sie erklären, daß sie zu so strenger Geheimhaltung ihrer Konstruktion gezwungen wären, weil es an ihrem Aeroplan nichts zu patentieren gäbe; jeder Sachverständige, der ihn gesehen haben würde, wäre sofort imstande, ihn nachzuahmen.

**Musik.**

Auch dem vornehmsten Theater wird man es schwerlich verargen, wenn es aus Geldgründen ab und zu Repertoirestücke bringt, die nicht über den Wert von Unterhaltungsware hinausgehen. Versteht sich: als Mittel zum Zweck, damit der Gewinn eine wirkliche Kunstpflege ermögliche. So können wir denn auch das neue Stück begrüßen, das Donnerstag vom Theater des Westens in seinem Spielplan aufgenommen wurde. Karl Weinberger (geboren 1861) hat seit beinahe 20 Jahren das Repertoirebedürfnis zahlreicher Operettentheater befriedigt; und unser Zentral-Theater brachte in den letzten Jahren mehreres in jener Weise Erfolgreiche von ihm. Gerade vor zehn Jahren kam in Wien seine Operette „Der Schmetterling“ heraus. Dies das Werk, dem sich jetzt das Theater des Westens gewidmet hat. Der Text ist eine Kompagnie-Arbeit von Willner und Buchbinder. Er enthält die Geschichte von der Heirat des jungen Parfumeurs Pierre Roseffeur mit Jeanette, der Tochter seiner älteren Konkurrentin Anastasia Milleffeur. Die Führung des Textes beginnt einigermaßen flott, wird aber vom zweiten Akte an in einer so retardierenden Weise gedehnt, daß zahlreiche gewöhnliche Possen dagegen noch hoch stehen; und leider hat an solchen gefährlichen Stellen auch die Regie (Julius Grevenberg) nicht die näherliegenden Beschleunigungen geschaffen.

Die Musik bleibt auf dem bekannten Niveau, das seit Jahren unverändert jene musikalische Unterhaltungsware innehat. Zahlreiche Duette sind es besonders, an denen das Publikum seine Freude haben soll. Daß der Komponist an manchen Stellen Ernst oder wenigstens Gefühl anstrebt, hat auch nicht viel zu besagen. Dagegen gelingt es ihm doch ein oder das andere Mal, aus der typisch künstlichen Note in den einfachen, naiven Singang überzugehen. So enthält das als Nummer 11 bezeichnete Duett einen Refrain („Ich drehe die Dammen, und bleibe fein still“), der sich mit Recht beim Publikum einschmeicheln wird. Auch ein „Schüchlichkeit mit Chor“ der Jeanette verdient noch wegen seiner Einfachheit eine Hervorhebung. Dagegen ist es wirklich traurig, daß der Komponist nicht einmal den Ehrgeiz hatte, die unseligen Betonungen der unbedeutendsten Silben zu vermeiden. Auch fehlt die Kraft, ein Finale aufzubauen, so gut wie ganz, und der an die „Fledermaus“ erinnernde Walzer gegen Ende des ersten Aktes hilft dazu ebenfalls nicht. In den Beziehungen von Loissetens Rolle fehlt die Peitsche nicht. Aber nur äußerst dürftig ist dieses fruchtbare Motiv musikalisch verwertet worden.

Die Aufführung war mit wenigen Ausnahmen vortrefflich; und man kann ja die Begünstigung von künstlerisch minderwertigen Repertoirestücken auch der dankbaren Rollen halber entschuldigen. Die recht undankbare Rolle der Loissete lag in den Händen von Mary Hagen. Daß eine Künstlerin von ihrem Range in dieser Situation nicht das bestmögliche tat, sondern sich über die Unannehmlichkeit hinweglachte, darf von der Kritik um so lebhafter bedauert werden, als es dieser Künstlerin an Zustimmung der Kenner wahrlich nicht fehlt. Von einer günstigen Rolle getragen wurde Paula Linda; sie sang wirklich recht gut und spielte sehr anmutig. Noch beachtenswerter in volltönendem Sprechen und Singen war Luddy Gaston als schreckliche Schwiegermutter. Eine bemerkenswerte Entwidlung hat Josephine Grünwald genommen: sie machte aus einem Hotehungen eine in Spiel und Sang gerabezu triumphierende Rolle. — Unter den Sängern waren der Tenor Friß Berner als Gast in der Rolle des Schmetterlings und Reinhold Wellhof in der des Maire und Hoteliers flottesste Spieler, jener auch ein mehr als gewöhnlicher Sänger. Eine gute Baritonstimme zeigte Kurt Grebin als Meillehrer, eine feinere Charakterrolle Friß Broda als reichlich mit Familie gesegneter Briefträger. — Erfreulich würde es sein, wenn das Keimmäßige solcher Stücke wenigstens, was ja nicht schwer sein kann, durch eine wechsellöhere Kunst des Dirigenten, als sie Hermann Büchel einfaltete, erträglich gemacht würde. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

Herbstliche Baumblüte. Daß im Herbst hin und wieder gewisse Bäume, vor allen Dingen Obstbäume, Blüten treiben, ist im allgemeinen keine seltene Erscheinung, allein selten ist diese Herbstblüte eine so reich und häufig auftretende gewesen, wie in diesem Jahre. Die Ursache dieser Erscheinung wird vielfach verlagnt, der Städter glaubt gewöhnlich es mit verspätet erscheinenden Blumen zu tun zu haben. Das ist eine falsche Ansicht, derartige Bäume blühen durchweg im Herbst zum zweiten Male und die Mehrzahl von ihnen hat im Frühjahr sogar reichlich geblüht. Nicht um eine verspätete Blütenentwicklung handelt es sich hier, sondern um eine verfrühte, denn von „Rechts wegen“ sollten diese Herbstblumen erst im folgenden Frühjahr hervorbrechen.

Die hier in Betracht kommenden Bäume, außer Obstbäumen sind es vorwiegend noch Goldregen und Kastanie, bereiten ihre Blüten für das kommende Jahr schon im Sommer vor. Der

fundiige Gärtner kann uns im Hochsommer jene Knospen an den Bäumen zeigen, die als „Fruchtholz“ bei den Obstbäumen im nächsten Jahr die Blüten bringen sollen. Wenn die Bäume sich zum Winterschlaf rüsten, dann sind die Blütenknospen vollständig fertig und warten nun nur auf Wärme, um hervorbrechen zu können. (Die Blumentreiberei hat sich dieses praktisch zunutze gemacht.) Bei solchen Pflanzen nun, die durch irgend welchen Umstand im Frühjahr besonders zeitig geblüht haben oder deren Blüte durch den Frost zerstört wurde, wird die Neuanlage der Blütenknospen für das folgende Jahr besonders frühzeitig beendet. Solche Bäume gibt es alle Jahre eine ganze Reihe, und eben diese sind es, welche meistens die Herbstblüher stellen. Warme Herbsttage bringen bei solchen Pflanzen die Blütenknospen zu vorjährigem Blühen. Da uns der diesjährige Herbst viele warme Tage bescherte, so wird es verständlich, daß das Herbstblühen ein besonders reichliches war. Auch solche Bäume, welche über Sommer irgendwelchen Brandschaden erlitten, bei dem alle oder die meisten Blätter zerstört wurden, blühen recht häufig im Herbst. Der ganze Kraftaufwand einer solchen Pflanze, der seither zur Unterhaltung des Laubdaches zur Verfügung stand, wird jetzt auf die Neubildung der Knospen geworfen. Der Erhaltungstrieb der Pflanze sorgt in solchen Fällen zumeist noch für eine verstärkte Leistung der Kräfte und so werden bei solchen Bäumen die nächstjährigen Blütenknospen besonders schnell fertig oder reif. (Auch diesen Umstand weiß der Gärtner für seine Treiberei praktisch auszunützen, indem er manche seiner Treibpflanzen frühzeitig entblättert.) Wenn Bäume dieser Art im Herbst besonders reichlich blühen, so ist es leicht möglich, daß sie sich „zu Tode blühen“.

Für gewöhnlich hat das Herbstblühen der Bäume keinen sonderlichen Einfluss auf die spätere Entwidlung. Natürlich muß der Baum im nächsten Frühjahr weniger reich blühen, denn nach der Herbstblüte bleibt den Pflanzen nur in Ausnahmefällen noch die Zeit zur neuen Knospenbildung. —

**Humoristisches.**

— Ein Optimist. Hausierer (der schon zweimal 'naus-geworfen wurde, zum dritten Male eintretend): „Na — nu' aber Spaj beiseite!“

— Erklärung. „Du, was ist denn das: eine Sinecure?“ — „Das ist ein Amt, wo einer nichts zu tun hat, als nichts zu tun!“

— Der Kilometeresser. Baron: „Was war das eben, Jean?“ — Chauffeur: „Die Schweiz, Herr Baron!“  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Im Wiener Burgtheater wurde ein neuer Finalter von Hermann Vahr: „Der arme Karr“, ein Familienbild, in dem König eine ergreifende psychopathische Studie bot, aufgeführt. Ein wichtiges Karnevalsstückchen von dem Münchener Antwakt M. Bernstein: „Der goldene Schlüssel“ amüsierte.

— Eine in Dresden tagende Versammlung von Interessenten aus allen Teilen des Deutschen Reiches beschloß im Jahre 1909 in Dresden eine internationale photographische Ausstellung abzuhalten.

— Zur Beobachtung der am 14. Januar 1907 stattfindenden totalen Sonnenfinsternis wird von der Hamburger Sternwarte eine Expedition nach Samarkand (Turkestan) ausgesandt werden. Nur in dieser Gegend wird sich eine genaue wissenschaftliche Beobachtung der dort zwei Minuten dauernden Totalfinsternis ermöglichen lassen. Auch eine russische und französische Expedition wird vorbereitet. Besonders über die Natur der Sonnenkorona expost man von der Beobachtung wertvolle Ergebnisse.

— Der Großgrundbesitzer Audrac in Luc hat sein gesamtes Vermögen von 1 1/2 Millionen Frank dem Leiter des Pasteurischen Instituts vermacht, um dem Professor Dr. Roux die Fortsetzung seiner Studien zu ermöglichen.

— 25000 Lire für einen Operntext hatte der Mailänder Musikverleger Sonzogno, der die sich nur noch mit einem schwächeren Rivalen in der Beherrschung des ganzen italienischen Musikmarktes teil, in einem Preisausschreiben ausgeschrieben. Aus dem Wettkampfe ging Fausto Salvatore mit einem Libretto „Das Erstesfest“ als Sieger hervor. Mascagni, der sich mit seinem Verleger wieder versöhnt und dem Herrn über Opern und Honorare, seinem Ausbender schuldigen Respekt erwiesen hat, soll die Oper komponieren. Sehr viel verspricht aber der Name Mascagni nicht mehr.

— Rückkehr der Turfanexpedition. Wie dem Reuterschen Bureau aus Erinagar (Kaschmir, Ostindien) gemeldet wird, ist dort der deutsche Gelehrte v. Lecoq, der Leiter der von der preussischen Regierung ausgesandten zweiten Expedition nach Turfan (chinesisch Ostturkistan) wohlbehalten aus Zentralasien dort eingetroffen. Der Forscher hat eine Anzahl hochkünstlerischer Gemälde mitgebracht, die auf Steinplatten ausgeführt sind und von denen einzelne Fächer mit Blattgoldverzierungen versehen sind. Der Forscher hat auch Manuskripte in 10 verschiedenen Sprachen mitgebracht, von denen eine ganz unbekannt ist. Die Entdeckungen Lecoqs scheinen hohen archäologischen Wert zu haben.